

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 4

Artikel: Irmengard [Fortsetzung]

Autor: Balmer, Hugo

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634364>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie Seiner Sache in Wort und Bild

Nr. 4 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

27. Januar 1934

Wozu? Von Marie Feesche.

Nicht zum Glücklich-, nein, zum Fertigwerden
Sind wir auf der Erden! —
Bis wir ewigkeitbereit
Formt Gott selbst an uns durch Freud und Leid.
Doch der Güt'ge will, dass wir auf Erden
Frohe Menschen werden,

Kinder, die den Sonnenschein
Jeder Freude lassen tief ins Herz hinein;
Kinder auch, die aus des Vaters lieben Händen
— Muss er Bittres senden —
Nehmen stille hin das Leid
Und nach seinem Willen werden ewigkeitbereit.

Irmengard. Geschichtliche Erzählung aus dem alten Laupen von Hugo Balmer.

III.

Am Morgen früh wurde im Schloßhof eine Armburst neuester Art erprobt, die Helmut mitgebracht hatte. Man schob gegen eine Strohbürde, um die Bolzen zu schonen. Auf zweihundert Schritte sollten diese nach Helmut's Angabe einen Panzer durchschlagen. Drei oder vier solche Schußwaffen hätten die Verteidigung des Schlosses um vieles erleichtert. Guntram, der junge Schmied, glaubte, wenn nicht er selber, so könnte sein Vater die Waffe nachmachen. Der Drechsler Gerhard brachte den Schaft schon fertig, so gut wie den kleinen Webstuhl, den er erfunden habe.

Bald gab es andere Arbeit. Man musste Ställe abbrechen, um Platz zu machen für eine zweite Küche und einige Schlafräume. Das Hauptgebäude sollte frei werden für den König und seine höchsten Beamten.

Helmut ging in die Herberge, ließ sich alle Räume zeigen und besprach mit dem Wirt die Versorgung der Leibwache. Dann schaute er beim Krämer und beim Drechsler nach, welche Rämmern sie erübrigen konnten.

Der Kastellan schickte Irmengard nach Bössingen, um dem Pfarrer die bevorstehende Ankunft des Königs mitzuteilen. Da Irmengard nicht gerne allein ging, bat sie Hildegard, mitzugehen. Diese war bald bereit. Sie trug ihrem Bruder auf, das Feuer nicht ausgehen zu lassen unter dem Kessel, darin sie eine Bohnensuppe mit Rauchfleisch kochte.

Im Pfarrhause zu Bössingen war der Mönch Robert wieder auf Besuch gekommen. Da er allerlei Neuigkeiten zu berichten wußte, mochte man ihn wohl leiden, obwohl

er in seinen Ansichten durchaus nicht mit den Pfarrersleuten übereinstimmte. Von seinem vorjährigen Plan einer Klostergründung sagte er nichts mehr. Er war ein magerer Vielfraß und ein Ledermaul; die Frau Pfarrer gönnte ihm gute Rost, um ihn gesprächig zu machen.

Einmal, nach einem guten Frühstück, platzte er heraus: „Die heilige Synode hat nun entschieden, daß nicht nur neue Priesterehen verboten, sondern auch die bestehenden aufgehoben werden. Dieser Beschuß soll ein Verdienst unseres Abtes sein.“ — Das war der Frau Berswinda doch zuviel. „Ein Verdienst, meinst du! Und das sagt mir mein leiblicher Vetter! Der Pfarrer in Tafers soll unsere Odilia fortschicken, nachdem sie ihm zwei Kinder geboren hat! Ich kann ja gehen. Unsere Töchter werden wohl noch Männer finden, wenn es auch nicht Geistliche sind. Kommt aber ein ander Weibsbild hier ins Pfarrhaus, so kraze ich ihm die Augen aus.“ — Der Pfarrer mußte fast lachen über ihren Eifer. — „Liebe Frau, beruhige dich. Wenn in Rom ein Brei gekocht wird, so mag er sich schon abkühlen, bis er über das Gebirge zu uns kommt. Man wird ihn hier nicht so heiß essen.“ — Damit erhob er sich und ging in den Garten zu seinen Bienen. Frau Berswinda räumte energisch den Tisch ab. Sie nahm sich vor, Roberts leibliche Genüsse nach Kräften einzuschränken.

Robert ging in seine Kammer hinauf. Er gedachte in einer Streitschrift darzutun, wie das Familielenben die Pfarrer ihren höheren Pflichten entfremde. Die Beweise wollte er heimlich dem Leben der Pfarrersfamilie entnehmen, deren Gast er war. Aber es hatte ihm noch immer keine pas-

jende Einleitung gelingen wollen. Als er seine hübschen Bäschchen, die zu ihrer Schwester auf Besuch gingen, das Haus verlassen sah, knurrte er: „Zierpuppen! Nackter Hals, nackte Arme, kurzer Rock! Und so wandert das von einem Pfarrhause zum andern. Kein Gedanke an fromme Entlastung. Das gibt mir die Einleitung. Ich will zeigen, wie schlau in unserer sündigen Gegenwart die Töchter der Eva zu Werke gehen.“

Nach einiger Zeit kam der zwölfjährige Eddo, des Pfarrers Jüngster, in seine Kammer. Er hatte mit vieler Mühe aus Holzstäbchen und Schindeln eine Kirche gebaut und wollte sie bewundern lassen. Um die innere Einrichtung zu zeigen, hob er das Dach ab und erklärte: „Schau, wenn sie hier hineingeht und dann im Chor den Sped anröhrt, so fällt die Türe zu.“ Der Mönch zertrat ihm das Kunstwerk und schrie zornig: „Die Kirche ist keine Mäusefalle. Verne du Latein. In deinem Alter habe ich schon lateinische Verse geschrieben.“ — Der arme Junge konnte in seinem Schred nicht einmal schreien. Er raffte die Trümmer weinend zusammen und seufzte beim Hinausgehen: „Ich will nicht mehr Bischof werden.“

Nach einiger Zeit ging Robert zum Pfarrer hinaus und fand ihn in seiner Baumschule. „Immer fleißig? Ich hätte nicht so viel Geduld, wie ein Gärtner braucht.“ — „Wenn man jedes Bäumchen kennt, so sieht man täglich Neues in einer Baumschule. Ein Eingriff kann die ganze zukünftige Gestalt eines Bäumchens verbessern oder verderben. Man muß vorsichtig sein mit dem Messer. Es ist mit den Bäumchen wie mit den jungen Menschen.“ — Robert merkte wohl, daß der Pfarrer auf die zertretene Kirche abzielte, wollte aber lieber nicht davon reden. — „Ist es nicht ein zu tiefes Herabsteigen in weltliche Sorgen und zu große Gutmütigkeit, wenn du die Leute bessere Bienenkörbe bauen lehrst, ihnen Gemüsesamen schenfst, junge Obstbäume und Pfropfreiser?“ — „Ich könnte das auch aus Klugheit tun. Die Leute bringen uns gutwillig, was wir nötig haben. Wir leiden keinen Mangel und müssen keinen Hungrigen von der Türe weisen.“ — „Das ist wohl schön, aber nicht das Wichtigste. Ich habe bei etlichen Hütten Drudenfüße auf den Türschwellen gesehen, an die Türpfosten genagelte Hufeisen und sogar Pferdeschädel an den Giebeln der Häuser. Wäre es nicht an der Zeit, daß der Gärtner sein Messer hier scharf ansetzte, um solches Heidentum auszurotten?“ — „Es sind hier keine Heiden mehr. Alle sind getauft und meine Predigten werden gut besucht. Das genügt mir. Uebrigens — der liebe Gott hat vielerlei Namen und versteht alle Sprachen.“ — „Damit würde jede Irrlehre entschuldigt. Unser Abt sagt, die Kirche könne nur groß und mächtig werden, wenn sich alle ihre Diener streng nach dem richten, was Rom als Wahrheit genehmigt hat.“ — „Siehe, dort kommen zwei Mädchen. Hören wir, was sie uns bringen.“

Irmengard und ihre Freundin traten in den Garten, wo sie den Pfarrer fanden und sich des Auftrages entledigten. Da sagte der Pfarrer: „Ich danke dir für die Nachricht. Das wird uns allen viel zu tun geben. Also Helmut ist gekommen. Der hat mir ja mit Armin geholfen, meinen Fischweiher einzurichten. War ein gar munterer Jungknab. Wie gefällt er euch jetzt?“ — „Sehr gut, wir

haben uns schon alle in ihn verliebt“, antwortete die fede Hildegard.

Robert, der über die Mädchen wegzusehen schien, rümpfte die Nase und sagte spitz: „Den Helmut glaube ich auch zu kennen. Man munfelt, er gefalle sogar vornehmen Damen gut und sei nicht wenig stolz darauf.“ — Aber Hildegard gab ihm zurück: „Es wäre noch mancher stolz, wenn er in seine Haut schlüpfen könnte.“ — Der Mönch drehte sich beleidigt um, ging ins Haus und in seine Kammer hinauf. Dort schloß er den Fensterladen und schritt zornig auf und nieder. Wenn er dann die Mädchen durch ein Aßloch betrachtete, so geschah es nur, um sich im Kampfe gegen allerlei Anfechtung zu üben.

Da kam Frau Berswinda in den Garten und begrüßte die Mädchen. Sie hatte alles gehört, doch war ihre Neugierde nur geweckt, nicht befriedigt worden.

„Den König und seine erste Gemahlin habe ich gesehen, als ich noch ein Mädchen war. Die junge Königin soll sehr schön sein. Sag', Irmengard, hat euch Helmut zu merken gegeben, wie sie zu ihrem Gemahle steht?“ — „Die Königin sei gut und leutselig.“ — „Ich meine so als Ehefrau?“ — „Sie kann sich nicht um alles kümmern in ihrem großen Haushalt. Dafür hat sie Dienerschaft.“ — „Verstehe mich recht, der König ist doch ein alter Mann und da ...“ — „Ich weiß nicht, wie alt der König ist; die Königin ist jünger als er. Darf ich dem Helmut sagen, sein Besuch im Pfarrhause wäre sehr erwünscht?“ — Um das errötende Mädchen zu erlösen, gab der Pfarrer die Antwort: „Gewiß, ich würde ihn gerne wiedersehen, wenn er Zeit hätte, auch zu mir zu kommen.“ Darauf trug er den Mädchen Grüße auf und verabschiedete sie.

Unterwegs sagte Hildegard zu ihrer Freundin: „Du bist der Spürnase geschickt ausgewichen. Ich hätte dir's gar nicht zugetraut.“ — „Ich werde Frau Berswinda meiden; ihr Gefrage ist mir unlieb.“

Als die Mädchen heimkehrten, trafen sie Helmut auf der Schmiede an. Vater Rupold besah sich die Einrichtung der Armbrust. Da berichtete Irmengard: „Der Pfarrer würde dich gerne wiedersehen, Helmut, wenn du Zeit hättest für ihn.“ — „Irmi richtet ihren Auftrag nur halb aus“, fuhr Hildegard heraus. „Auch Frau Berswinda wünscht deinen Besuch. Sie will dich ausfragen, weil es ihr mit Irmengard mißlungen ist. Dann möchte dort noch ein Mönch Freundschaft schließen mit dir. Er meint zwar, du verschlingest eine Hofdame zum Frühstück und eine Bauerndirne zum Abendbrot. Man müsse sich hüten vor dir. Der Mensch ist wohl stark im Gemüte. Man muß achtgeben, daß er einen nicht anhaucht.“

„Aber Mädchen“, schmälte der Schmied, „du redest mit Helmut, als ob ihr zusammen aus einem Topfe gegessen hättest.“ — „Es ist recht so, Vater Rupold, wir verstehen uns so am besten. Den Mönch kenne ich von Peterlingen her. Unsere Leute haben ihn ausgelacht, weil er ihnen das Würfelspiel verbieten wollte. Vielleicht meinte er es gut.“

„Seinem Gutmeinen traue ich wenig. Irmengard soll selber sagen, ob er nicht einen bösen Blick hat.“ — „Er kann nichts dafür. Der Pfarrer gefällt mir besser.“ — „Ah, du hast für alles eine Entschuldigung.“ — Helmut



Vereinsamt. Nach dem Gemälde von Rudolf Eichstädt.

wollte sich die Fähre ansehen und bat Irmengard, ihn zu begleiten. Diese war bereit dazu, wenn es nicht zu lange dauerte, und verließ dankend ihre Freundin.

Als die beiden zum Tore kamen, sagte Helmut zu seiner Begleiterin: „Wer den Augenblick verpaßt, verfehlt sein Leben, sagt unser Hauptmann. Darum frage ich dich schon heute: Darf ich auf dich hoffen, wenn ich in Laupen bleibe?“ — „Du mußt mir Zeit lassen zur Antwort, Helmut.“ — „Ich hätte keine Bedenkezeit nötig. Wenn ich manchmal im Zweifel war, ob etwas recht sei oder nicht, dachte ich, du schauest mir zu, Irmengard; dann wußte ich, was ich zu tun hatte.“ — „Ich vertraue dir, lieber Helmut.“ — „Das Wort genügt mir für heute. Meine freudige Hoffnung wird mich kaum betrügen.“ — Sie kamen zu einem blühenden Kirschbaum. Da sah er ihre Hand und blieb stehen: „Sieh, der Kirschbaum überschüttet uns mit Blüten. Das ist ein gutes Zeichen.“ — Sie antwortete im nedisch: „Sieh, Roswitha winkt uns zu. Das ist auch ein gutes Zeichen.“

Bald waren sie beim Fährmannshause. Helmut ging zu den Männern, die am Weidling arbeiteten, Irmengard trat in die Küche, wo ihre Schwester hantierte, glühend vor Eifer, weil man sie einmal wieder ganz allein machen ließ. Sie gab ihrer Schwester ein Zeichen, es sei jemand in der Stube, und öffnete ihr die Tür — „Du kommst wie gerufen, Irmengard“, sagte die Großmutter. Es war eine

Frau da, die um Rat fragte. Frau Helwig ließ ihre Enkelin aus einer Schweinsblase einige Löffel voll eines Pulvers in einen Zippel Schafdarm schütten, während sie selber der Kundin die Gebrauchsanweisung gab. Als die Frau fort war, erhielt die Großmutter Auskunft über die Tagesereignisse. Dann ging Irmengard in die Küche, holte auf Roswithas Wunsch Grünzeug im Garten und rüstete es auf dem Küchentische. Da fragte Roswitha mit unschuldiger Miene: „Du hast nicht etwa so in Gedanken Mutterkraut dazu genommen?“ — „Gewiß nicht.“ — „Die Suppe habe ich schon gesalzen.“ — „Ich werde kein Salz hineintun.“ — „Unter dem Kirschbaum habt ihr euch die Hand gegeben.“ — „Das geschah so im Reden fort.“ — „Ich dachte nur, du hast ihm etwa Kirschen versprochen, wann sie reif werden.“ — Da sah Irmengard die Kleine an und drehte sie um, daß ihr das Licht ins Gesicht fiel. Richtig, die Spötterin mußte ein Lachen verbeißen und der Schalk sah ihr aus den Augen. Plötzlich umhüllte und küßte sie ihre große Schwester und sagte ihr ins Ohr: „Niemand kann besser ein Geheimnis hüten als ich.“ — „Ich weiß es, Schwesterlein. Aber ich habe wirklich keine Kirschen versprochen. Wer weiß, ob sie reif werden?“ — „So werde ich beim Einschlafen am kleinen Finger saugen, daß er mir's im Traume sage.“

Armin und Helmut kamen zur Küchentür herein. Dieser hatte mit dem Fährmann und seinem Sohne die Ver-

besserung der beiden Uferplätze besprochen. „Ei, das riecht ja köstlich in eurer Küche.“ — Roswitha reckte sich und stemmte ihre Fäustchen in die Hüften: „Es riecht immer gut, wenn ich koch.“ — „Das glaubt man dir aufs Wort.“ — Armin öffnete die Stubentüre und die beiden Männer traten ein. Frau Helwig saß in ihrem Lehnsstuhle wie in tiefes Nachsinnen versunken. Da sagte Armin: „Großmutter, Helmut möchte dich grüßen.“ — Die Greisin hob ihren Kopf, sah den Besucher freundlich an und streckte ihm die Hand entgegen: „Dein Besuch freut mich, Helmut.“ — „Wie geht es dir, Großmutter?“ — „Heute besser als gestern. Wohl immer besser bis alle Schmerzen aufhören.“ — Dabei verschönerte ein so liebliches Lächeln ihr Gesicht, als ob der Tod ihr Bräutigam wäre. Es fiel Helmut auf, daß Irmengard das verjüngte Ebenbild ihrer Ahne war. „Du hast nun schon manches erfahren und vieles gesehen vom Getriebe der Welt.“ — „Das Weltgetriebe bleibt mir ein Rätsel. Ich begreife kaum, was meine Augen sehen.“ — „Auch der Klügste kennt nicht einmal den Weg, den er selber geht. Uns Sterblichen gehört nur die Stunde. Wohl dem, der sie nicht vergeudet. Unser Schönstes sind die Hoffnungen. Sie gleichen den Blüten der Bäume. Wer reinen Sinnes ist, genießt ihren lieblichen Duft. Du bist mancherlei Gefahren glücklich entgangen. Ein guter Stern möge dich auch in Zukunft leiten!“ — Helmut wollte sie nicht mehr ermüden. Er fasste ihre weiche Hand und berührte sie mit den Lippen. Dann verließ er, von Armin gefolgt, sinnend die Stube.

(Fortschung folgt.)

Die ebenen Stufen.

Von Helmut Schilling.

Es war in der Zeit, als Deutschland in unerhörter Armut zwischen den Völkern lag und wie ein gebundenes Tier sich bäumte, drohte und immer wieder erschöpft zur Tiefe sank. In den Straßen der Städte lungerten die Menschen, ohne Arbeit, ohne Freude und Mut. Die Fabriken lagen still, die Hafenanlagen waren verödet, die Geschäftshäuser wölbten sich über leeren Verkaufsläden. Die Verzweiflung trieb zur Politik, und die Politik trieb zur Verzweiflung. Es war in der Zeit, da die letzte wohlverteilte und vielfach verschenkte Kraft zu versagen drohte und die Welt sich endlich nach vierzehn Jahren des Friedens fragte, was aus diesem Volke werden solle. — Diese Zeit ist jetzt.

Unter den Tausenden, die der Hunger und die Arbeitslosigkeit auf die Landstraße getrieben hatten, befand sich einer, der hieß Jochen Hellers. Er wanderte oben im Norden Deutschlands, nahe der Ostsee, die unendlichen Straßen entlang.

Einmal war er in Berlin gewesen, schon Wochen nachdem er aus der Leipziger Buchbinderei entlassen worden war. Da hatte er sich müde in den Tiergarten gesetzt und zu seiner Laute gesungen. Die Leute betrachteten ihn lachend und meinten: „Ei, der hat ein lustiges Herz und hat Gesang auf den Lippen; der kann so bleiben!“ Und als die Leute gelacht hatten, gelacht bis zum Abend, neun Tage lang, da hatte der Hunger seine Stimme gefressen, und die Hände lagen still auf seinem Instrument. Er ging durch die Stadt, durch die ganze Stadt Berlin, und verkaufte seine Laute dort, wo im Nordosten die armen Trödler

wohnen. Dann hatte er in einer Kneipe wie ein Irre gegessen und sich gefüllt und eine ganze Nacht lang geweint.

„Das Land ist groß“, hatte er sich trostvoll gesagt, als er den Weg nach Stettin und nach Greifswald und nach Stralsund und Rostock und Lübeck und all den Städten an der Ostsee nahm, wo er eine Arbeit suchen wollte. „Das Land ist groß!“ sprach er nach Wochen müde vor sich hin, als er kein Ende sah und keinen Anfang für sein Leben. —

„Junge!“ rief ihm an diesem Abend ein Fuhrmann zu, „wenn du vor Nacht noch ein Haus finden willst, mußt du dich sputen!“ Und schon lag die Dämmerung über dem holsteinischen Land. Die Weite war unübersetbar, obwohl sich die dunklen Horizonte von allen Seiten näher schoben. Die Viehtristen, die breiten Flächen der Kuhweiden, die Erdrinnen und Buschreihen nahmen ihn in die Mitte wie ein verwirrendes Spinnengewebe. Noch vor Dunkelwerden zog der Mond herauf und ließ den Schatten des jungen Menschen wie einen huschenden Führer immer die Straße vorauswandern.

„Er hat mich Junge genannt!“ lächelte der Einsame und schaute auf seine Kleider nieder, die viel zu groß und schlaff an seinem abgemagerten Körper hingen. Und mit der Hand glitt er unversehens über sein Gesicht, über die knochige Stirn, die tiefen Augenhöhlen und die schmalen Wangen. Leise nickte er im Takte seiner Schritte und meinte in trauriger Ironie: „Knäblein, das wird noch lange gehen, bis du das Leben erfährst!“

Als er endlich an das einsame Gehöft kam, wo er um Unterkunft bitten wollte, lauschte er, ob Hunde in der Nähe seien. Er hatte sich daran gewöhnt, wie ein Dieb auf alle Geräusche zu achten. Nur seine Zähne schlügen in leisem Frösteln aufeinander. Sonst Stille ringsum.

Durch das Fenster des Wohngemachs schaute er ins Innere und erblickte einen Wandergesellen, wie er selbst einer war, nur älter, stärker gebaut und verwitterter, im Gespräch mit einem Mädchen, das anscheinend die Hauswirtschaft leitete. Er pochte an die Scheiben und trat bald darauf ins Zimmer.

„Das ist Venne“, sagte der Fremde, der hinter dem Tische sitzen blieb. „Sie ist des Bauern Tochter, und ich bin Schmied und arbeitslos wie du. Wir werden beide hier bleiben dürfen.“

Er blieb. Er blieb einen langen Abend zusammen mit Venne und dem Schmied. Und oft gelang ihm ein herzliches Lachen. Denn die Wärme des Gemaches umschloß ihn wie ein Panzer gegen alle andere Welt. Venne stellte den Mülchtopf auf den Tisch und sagte: „Da, trinkt und eßt euch satt bis morgen früh! Und ganz besonders du, du Junge!“

Über sein Gesicht huschte eine Röte, die seine Gedanken verriet: „Du, ich bin älter als du glaubst! Das Alter liegt in mir; das ist nicht in meinen Kleidern, die mich jung machen wie einen ganz kleinen, armen Knaben!“

Sie sah ihn aufmerksam an, als wollte sie seinen stummen Widerspruch enträtselfn. Dann wandte sie sich ab und machte sich in der Stube zu schaffen. Sie sprach viel mit ihm, immer wieder, wartete auf seinen jungen Blick und wandte sich ab. Der Schmied saß dabei und schaute zu. Keiner ward müde.

Heimat? Heimat ist nicht das Land der Geburt. Sie ist ganz klein und nur ein Herz. Jochen erzählte lange von seinem Wandern und sagte am Schluß: „Jetzt bin ich hier!“ Venne lächelte dazu.

Draußen wurde das Gerassel der heimkehrenden Wagen hörbar. Der Bauer spannte die Pferde aus.

Aber Venne eilte ihm nicht entgegen. Sie sprach und lachte mit Jochen Hellers. Zuweilen jedoch betrachtete sie ihn ganz stumm.